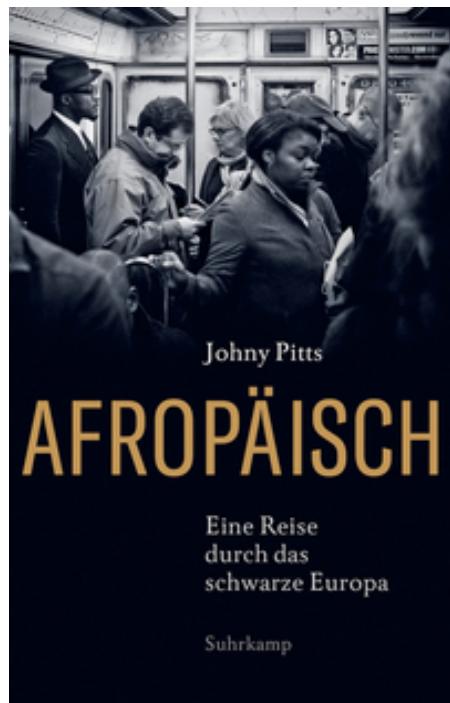


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Pitts, Johny
Afropäisch

Eine Reise durch das schwarze Europa
Aus dem Englischen von Helmut Dierlamm

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42941-9

SV



Johny Pitts
AFROPÄISCH

Eine Reise durch das schwarze Europa

Aus dem Englischen von Helmut Dierlamm

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel *Afropean. Notes from Black Europe* bei Allen Lane (London).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage 2021

Erste Auflage 2020

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2020
© Johny Pitts, 2019

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42941-9

Für meine Eltern Richie und Linda und meine Geschwister
Richard und Chantal



... Menschen, deren Existenz gewissermaßen von ethnischen, religiösen oder anderweitigen Grenzlinien durchzogen wird. Aufgrund dieser Situation, die ich mich nicht getrauen würde, »privilegiert« zu nennen, fällt ihnen die Rolle zu, Bande zu knüpfen, Missverständnisse auszuräumen, den einen gut zuzureden, andere zu mäßigen, zu schlichten. [...] Und eben deshalb ist ihr Dilemma von so großer Tragweite: Wenn sich diese Menschen nicht zu ihren Zugehörigkeiten bekennen dürfen, wenn man unablässig von ihnen fordert, sich für eine Seite zu entscheiden [...], dann müssen wir uns mit Recht Sorgen machen über den Zustand der Welt.

Amin Maalouf, *Mörderische Identitäten*



Inhalt

Einleitung	15
Prolog: Sheffield	27
<i>Paris</i>	49
Eine Tour durch das schwarze Paris	51
Ein afropäischer Flaneur	73
Vier Tage in Clichy-sous-Bois	88
<i>Brüssel</i>	109
Matongé	111
Tervuren unzensiert	130
Ein Treffen mit Caryl Phillips	147
<i>Amsterdam</i>	159
Fight the Power	161
<i>Berlin</i>	201
Whitegeißt	203
Germaika	217
<i>Stockholm</i>	245
Lasst die Richtigen rein	247
Rinkeby-Schwedisch	265
<i>Moskau</i>	289
I Worry as I Wander	291
Fremde in Moskau	310

<i>Marseille und die Côte d’Azur</i>	333
Zwischenspiel in Rom	335
Joseph Mobutus Roquebrune-Cap-Martin	341
James Baldwins Saint-Paul-de-Vence	349
Frantz Fanons Toulon	358
McKays Marseille	366
<i>Lissabon</i>	393
Nachtzug nach Lissabon	395
Eine europäische Favela	412
Eine afropäische Odyssee	434
Dank	444
Anmerkungen	449
Weiterführende Links	461





NEW EUROPE

A VOYAGE OF DISCOVERY OUT NOW IN





Einleitung

Als ich den Ausdruck »afropäisch« zum ersten Mal hörte, regte er mich dazu an, mich selbst als komplett und ohne Bindestrich zu begreifen. Hier war ein Raum, in dem das Schwarzsein an der Gestaltung einer allgemeinen europäischen Identität beteiligt war. Der Begriff eröffnete die Möglichkeit, in und mit mehr als einer Idee zu leben: Afrika und Europa oder, in einem weiteren Sinne, mit dem globalen Süden und dem Westen, ohne gemischt-dies, halb-jenes oder schwarz-anderes. Die Möglichkeit, dass schwarz zu sein in Europa nicht mehr unbedingt bedeutete, ein Immigrant zu sein.

Etiketten sind ausnahmslos problematisch und oft provokativ, aber im besten Fall können sie etwas sichtbar machen. Aus meinem eingeschränkten Blickwinkel – ich wuchs in einem Arbeiterviertel von Sheffield auf, das sowohl durch die externe Kraft der freien Marktwirtschaft verwüstet wurde als auch durch die interne, eigentlich schützende Kraft lokaler Isolation, die in Auseinandersetzungen zwischen den Bewohnern unterschiedlicher Viertel eine verheerende Gestalt annahm – erkannte ich allmählich eine Welt, die für mich zuvor unsichtbar oder wenigstens nicht plausibel gewesen war. In meiner kleinen Ecke von Großbritannien hatte ich das Gefühl gehabt, entweder zu stark gegen die eine Kultur reagieren oder mich zu stark mit der anderen identifizieren zu müssen.

Der Begriff »afropäisch« wurde in den frühen neunziger Jahren von David Byrne, dem ehemaligen Frontmann der New Yorker Band Talking Heads, und Marie Daulne, der belgisch-kongolesischen Frontfrau der Musikgruppe Zap Mama, geprägt und begegnete mir zunächst in den Bereichen Mode und Musik. Eine afropäische Ausstrahlung hatten neben vielen anderen Les Nubians, zwei in Frankreich bekannt gewordene Soul-Sisters aus dem Tschad, Ne-

neh Cherry, deren Wurzeln in Schweden und Sierra Leone liegen, Joy Denalane, eine deutsche Soulsängerin mit südafrikanischen Wurzeln, und das Magazin *Trace* von Claude Grunitzky. Der Untertitel der Zeitschrift »Transcultural Styles and Ideas« entspricht der afropäischen Identität seines Schöpfers: Er hat mütterlicherseits einen polnischen Großvater, ist in Togo geboren, in Paris aufgewachsen und gründete das Magazin in London. Es war eine sehr attraktive Szene, die ich als afropäisch kennenlernte: schöne, begabte, erfolgreiche schwarze Europäer, die ihre kulturellen Einflüsse mühelos auf eine schlüssige und kreative Art zum Ausdruck brachten. Besonders attraktiv war diese Szene für mich, weil ich das Gefühl hatte, dass sich diese Ausprägung des in Europa existierenden Schwarzsseins vermutlich selbst treu bleiben würde und dass sie sich heimatlicher anfühlte als die manchmal erdrückend dominanten afroamerikanischen Kunstformen und umfassender und nuancierter als die schwarze britische Szene, deren Selbstverständnis anfing, altmodisch zu wirken, und oft nur noch als Verkörperung der Windrush-Generation präsentiert wurde.¹

Anfangs betrachtete ich den Begriff »afropäisch« als eine Art utopische Alternative zu der pessimistischen Stimmung, die in den letzten Jahren mit dem Bild der Schwarzen in Europa verbunden ist, als einen optimistischen Weg nach vorn. Ich wollte an einem Projekt arbeiten, das die Afropäer als bestimmende Akteure ihrer eigenen Geschichte miteinander verbindet und sie als solche Akteure präsentiert, und mit all diesen wunderbaren afropäischen Vorstellungen im Kopf stellte ich mir vor, dass dabei ein dekorativer Bildband mit Schnipseln von Feel-good-Texten als Erläuterung zu einer Serie schicker fotografischer Porträts herauskommen sollte. Das Buch sollte die »Erfolgsstories« des schwarzen Europa bebildern: junge Männer und Frauen, deren Street-Style leicht und elegant ein selbstbewusstes schwarzes europäisches Gefühl artikuliert.

Ein Besuch im »Dschungel« von Calais brachte mich dazu, diesen Ansatz zu überdenken. Ich trank einen wohlriechenden arabischen Tee mit Milch bei Hishem, einem jungen Mann aus dem Sudan. Er lebte seit etwa zehn Monaten im Dschungel und betrieb dort eines

von mehreren bemerkenswert gut organisierten Cafés. Er erzählte mir, dass er alles verloren hatte: Alle Mitglieder seiner Familie waren tot, ihn plagten leidvolle Erinnerungen an die Vergangenheit und furchterregende Visionen von der Zukunft. Er sei in einem Schwebzustand zwischen Afrika und Europa hängengeblieben – zwischen seiner Heimat (von der er in seinem mit Kissen ausgelegten Café wunderbarerweise ein kleines Stück wiederhergestellt hatte) und dem Unbekannten. Bevor ich seine knarrende Sperrholzbude wieder verließ, sagte er mir, ich solle über seine Geschichte und das Leben im Dschungel schreiben, eine Bitte, die mir großes Unbehagen verursachte. Hishem war intelligent, wortgewandt und gebildet: Wäre es nicht besser, wenn er selbst über den Dschungel schreiben würde? Vielleicht konnte ich Aufmerksamkeit für seine Geschichte wecken und sie auf meiner Website publizieren. Was aber wusste ich selbst darüber, wie es ist, mit ansehen zu müssen, wie die eigenen Freunde massakriert werden, vor einem Krieg zu fliehen und sich in einem Schiffscontainer zu verstecken oder in einem schlecht ausgerüsteten Boot über das Meer zu fahren und schließlich völlig mittellos in einer Siedlung windschiefer Hütten im nordfranzösischen Hinterland anzukommen. Was wusste ich persönlich mehr darüber, als er mir erzählt hatte?

Wir tauschten unsere Kontaktdaten aus, und ich verließ den Dschungel auf meinem Fahrrad. Ich registrierte, dass mir Beamte der Gendarmerie nationale, einer den französischen Streitkräften zugehörigen Polizeitruppe, durch die windgepeitschten Straßen von Calais folgten. Bei dem Versuch, die weißen Tore zum Hafen zu passieren, um mit der Fähre zurück nach England zu fahren, wurde ich noch vor der Passkontrolle gestoppt und durchsucht. Ich musste mich ausweisen, wurde gefragt, wohin ich wolle, woher ich käme und wie lange ich im Ausland gewesen sei und warum. Schließlich, nach weiteren Fragen und misstrauischen Blicken, durfte ich den offiziellen Bereich betreten, zu dem ich andere braunhäutige Menschen meines Alters aus der Entfernung voller Sehnsucht hatte hinüberschauen sehen. Ich war drin, sie waren draußen.

Im Gegensatz zu den Menschen, die ich im Dschungel kennen-



lernte, lebte ich nicht in einem Schwebezustand, sondern in einem Schwellenzustand. Ich war »drinnen«, weil ich einen Ausweis hatte, und ich hatte einen Ausweis, weil ich in England geboren und aufgewachsen war, eine mit Europa verknüpfte Geschichte besaß und wusste, wie es dort lief. Aber dennoch wurde ich innerhalb dieses geografischen Bereichs, dieser Idee von Europa, häufig daran erinnert, dass ich nicht ganz drinnen war. So hatte ich den Remembrance Day (den Gedenktag für die Gefallenen der Weltkriege in Großbritannien am 11. November) zu fürchten gelernt, weil er oft einen hässlichen Nationalismus zum Vorschein brachte, für dessen Aggressionen ich manchmal als Zielscheibe diente. Einmal an diesem Feiertag traktierte mich ein Mann mittleren Alters, das Gesicht rot vor Wut und Rassismus, wieder einmal mit dem alten Spruch, ich solle »dahin zurück, wo ich herkam«. Meine Hautfarbe hatte mehrere Tatsachen verborgen, unter anderem, dass mein Großvater im Zweiten Weltkrieg hinter den feindlichen Linien gekämpft und dafür einen Orden erhalten hatte. Meine Haut hatte mein Europäischsein verborgen; »europäisch« war immer noch ein Synonym für »weiß«.

Wenn »afropäisch« ein Begriff war, mit dem man diesem Pro-

blem beikommen konnte, dann musste ich herausfinden, was sich hinter dem bloßen Markenzeichen »afropäisch« oder jenseits davon verbarg. Ja, es war ein größtenteils von Schwarzen ausgedachtes und geprägtes Markenzeichen, aber mehr auch nicht, eine angenehme Idee, die einem verkauft wurde und etwas mit Werbefirmen, Stilistinnen, Modefotografen und Ausstattung zu tun hatte. In Großbritannien war es diese Vision eines unternehmerischen Multikulturalismus, diese Fassade der Inklusion, mit der Tony Blairs New Labour versucht hatte, das Land international, weltoffen, fortschrittsorientiert und bereit für das Geschäft in der globalisierten Welt erscheinen zu lassen, ohne dabei politische Schritte für eine langfristige Änderung des britischen Umgangs mit den Immigranten in die Wege zu leiten. Fielen unter den Begriff »afropäisch« nur schöne, erfolgreiche (und oft hellhäutige) Schwarze?

»Afropäisch« als Ziel war eine Sache, aber als ich über eine Wechselbeziehung zwischen schwarzen und europäischen Kulturen schrieb, erkannte ich, dass diese utopische Vision einer schwarzen europäischen Erfahrung bedeutet hätte, die Realitäten bewusst auszuklammern, von denen eine Mehrheit der in Europa lebenden schwarzen Menschen betroffen sind: die Nichtbeachtung der verschiedenen Gruppen arbeitsloser schwarzer Männer, die ich auf den Bahnhöfen sah, der afrikanischen Toilettenfrauen und der Communitys von Entrichteten, die im Hinterland der Städte völlig unsichtbar um ihre Existenz rangen. Auch wäre es mir unredlich erschienen, meine eigene kulturell reichhaltige, aber ebenfalls nicht so glamouröse Erfahrung einer Jugend im multiethnischen Großbritannien außer Acht zu lassen oder nicht zu schildern, wie es mir als Mensch, der sich als schwarz identifizierte, bei meiner Reise durch Europa erging. Mir wurde klar, dass ich dem Leser mitteilen musste, wo ich herkam, damit er besser verstehen konnte, wohin ich wollte, nämlich in jene schlecht dokumentierten Regionen Europas, die zu dem von Fremdenverkehrsbüros und Taschenreiseführern geprägten vereinheitlichten Bild oft im Widerspruch stehen. Ich reiste außerdem in einer Zeit, in der ein »Gegenangriff gegen den Multikulturalismus« den Kontinent überrollte, der Menschen wie mich als eine Art geschei-

tertes befristetes Experiment betrachtete. Deshalb hatte ich das Gefühl, mich neu organisieren und meine eigene Pluralität behaupten zu müssen, mit dem größeren Ziel, zu vermitteln, dass der Multikulturalismus jenseits der reaktionären Presse als der sehr reale Multikulturalismus meiner eigenen Herkunft und der ebenso reale Multikulturalismus in den Straßen europäischer Städte funktionierte. »Afropäisch« musste also, um den Labour-Abgeordneten Jon Cruddas zu paraphrasieren, mehr sein als eine Besessenheit von der Suche nach dem authentischen Selbst und eher ein Beitrag zu einer Gemeinschaft mit allen notwendigen Kompromissen und Abstrichen. Der Begriff musste eine Brücke über den Zaun bauen, der bestimmte, ob man drinnen oder draußen war, und eine Art informelle kulturelle Koalition herstellen.

Ich las eine Menge wertvolle akademische Forschungsberichte und soziologische Abhandlungen, aber allzu viele Schriften verstaubten in den Universitätsbibliotheken, rannten offene Türen ein. Oder sie stammten von besserverdienenden, weißen Wissenschaftlern und nicht von den Menschen, über die geschrieben wurde, und waren in einem hochnäsigen akademischen Jargon verfasst. Offizielle Wissenschaft wird oft mit fremdem Wissen betrieben: Wer autorisiert und formt ihre Sprache? Wessen Wissen wird vermittelt? Wer hat Zugang dazu? Was ist mit dem schwarzen Europa jenseits des universitären Schreibtischs, das in den mehrdeutigen und unordentlichen gelebten Erfahrungen seiner Communitys steckt? Mit dem schwarzen Europa unten auf der Straße?

Ich hatte keine andere Wahl, als einen subjektiven Blick durch die Zwischenräume zu werfen und mich daran zu erinnern, dass ich nicht versuchen wollte, den Begriff »afropäisch«, der gut zu meinen eigenen Erfahrungen passte, irgendwie autoritativ in den Diskurs über *racial politics* einzuführen. Ich hatte den Eindruck, dass allzu viele »Big-Picture«-Bücher über das Thema *race* geschrieben wurden, während der alltägliche Dialog im Begriff war, zusammenzubrechen, während es der Interaktion in den sozialen Medien an Humor und gutem Willen fehlte und während Autoren und Blogger sich als unfehlbare Sprecher ihrer jeweiligen Gruppe präsentierten.